

MAX FRISCH

Sein Leben in Bildern und Texten
Herausgegeben von Volker Hage
Suhrkamp

SV



MAX FRISCH

Sein Leben in Bildern und Texten
Herausgegeben von Volker Hage

Suhrkamp Verlag

Frontispiz: Max Frisch auf dem Behandlungsstuhl bei Zahnarzt Dr. Garny, 1952

Erste Auflage 2011
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm
oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.
Druck: Memminger
MedienCentrum AG
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42212-0

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 II

Inhalt

Vorbemerkung

Einleitung: Max Frisch und die Fotografie

Ein halbes Jahrhundert Zürich: 1911-1960

Das Geburtshaus in der Heliosstraße • Kindheit und Jugend • Familie Frisch-Wilderdmuth • In den Bergen • Der Journalist oder: Leben mit der Mutter • Reporter und Romancier • Studium der Architektur • Bei den Soldaten • Der Architekt und seine Bauten • Familienvater Frisch • Reisen nach dem Krieg • Unterwegs zum Ruhm • Das Werden eines Romans • Ausstieg, Aufstieg, neue Liebe

Der Andere: Frisch und Dürrenmatt (Exkurs)

Raus aus der Schweiz – und wieder zurück: 1960-1970

Die Jahre mit Ingeborg Bachmann • Mein Name sei ... • In der Via Margutta: Marianne Oellers • Das Haus mit Pool • Wohnen im Lochergut • Jerusalem, Warschau, Rüschtikon • Leben im Tessin

New York und die Berliner Jahre: 1970-1980

Von Amerika nach Europa und zurück • Noch einmal ein Tagebuch • Wohnsitz Berlin • Das Montauk-Kapitel • Zwischenstation Berzona • Forderungen des Tages: Staatsbesuch, Friedenspreis und Parteitag • Am Mummelsee und andernorts

Leben in den USA und »Altersheim de luxe« in Zürich: 1980-1991

Unter Kollegen und Freunden • Ein Loft in New York • Rückkehr nach Zürich • Refugium Berzona • Letzte Reisen und Empörungen • Der Abschied • Ohne Foto: das letzte Haus

Anhang

Volker Hage im Gespräch mit Max Frisch • Chronik • Literaturnachweise • Bildnachweise • Dank

»Vielleicht ist das Leben, das wirkliche, einfach stumm – und hinterläßt auch keine Bilder.« Max Frisch, *Stiller*

Vorbemerkung

Vom »Heimweh nach der Fremde« ist in einem der ersten Einträge im *Tagebuch 1946-1949* die Rede (*Tagebuch 1946-1949*, 364). Was damals, in der Nachkriegszeit, wieder möglich wurde, der Ausbruch und Aufbruch aus der Schweiz, prägte das Leben von Max Frisch nachhaltig, spätestens nachdem er 1951 zum ersten Mal in die USA gereist und dort gut ein Jahr geblieben war. Die Frage, wo zu wohnen, zu leben und eventuell zu bleiben sei, hat den Schriftsteller nie mehr losgelassen. Als er sich im Juni 1968 noch einmal in Rom aufhielt, wo er von 1960 bis 1965 gelebt hatte, notierte er melancholisch in seinem *Tagebuch 1966-1971*: »Man bleibt überall zu lange.« (*Tagebuch 1966-1971*, 137)

Neben Rom und Zürich, der Geburtsstadt, waren es vor allem die Städte Berlin und New York, die Frisch anzogen und in denen er zeitweise sesshaft wurde – und das Dorf Berzona im Tessin, wo er 1964 ein altes Bauernhaus kaufte und sanierte. Bis zum Ende seines Lebens sollte es sein Refugium bleiben.

Im Alter war Frisch zunehmend skeptisch geworden, was seine Suche nach einem geeigneten Lebensort anging. »Manche finden das beneidenswert und schick, dass einer da und dort wohnt«, notierte er 1982 in einem Tagebuch-Fragment; er hingegen sah es anders: »Im Grund erlebe ich es als Zeichen eines verfehlten Lebenslaufes.« (*Entwürfe*, 74) Zugleich skizzierte er in verschiedenen Anläufen in diesen postum publizierten Entwürfen zu einem Tagebuch ein letztes Traumhaus, ein »Lebensabendhaus« (*Entwürfe*, 172), das Züge eines Jenseitshauses trägt.

Dieser Bildband folgt im Wesentlichen den Orten und Städten, in denen Max Frisch im Laufe seines Lebens Station gemacht hat. Das erste und umfangreichste Kapitel zeigt ihn in Zürich, wo er – von wenigen Unterbrechungen abgesehen – seine ersten 50 Jahre verbrachte. Die folgenden Jahrzehnte lassen sich einem einzelnen Ort nicht mehr zuordnen – zu schnell erfolgte mit wachsendem Ruhm der Wechsel der Wohnsitze, und oft genug wollte oder konnte sich Frisch nicht festlegen, unterhielt Domizile da wie dort.

Ein verfehlter Lebenslauf? So mag er selbst es in trüben Stunden, im melancholischen Rückblick gesehen haben. Aber die Rastlosigkeit, die Frisch von einem Ort zum anderen trieb – stets im Gefühl, eigentlich auf der Suche nach einem Ruhepunkt zu sein –, sie war sein Lebensprinzip, auch im Privaten: sich nicht festzulegen, sich nicht festlegen zu lassen. Daher auch konnten seine Roman- und Theaterfiguren so modern und weltläufig geraten, sind die Romane und Erzählungen, Tagebücher und Stücke bis heute von Aktualität und Dringlichkeit, attraktiv auch für junge Leser.

Die Fotos seines Lebens zeigen Frisch in vielen Rollen: als mädchenhaft verträumten Jungen und lausbübischen Rekruten, als leidenschaftlichen Bergwanderer und nachdenklichen Soldaten, als begabten Aktzeichner, ehrgeizigen Architekten und Baumeister eines Zürcher Freibads, als Familienvater und Ehemann, als Verehrer und Liebhaber der Frauen – und natürlich auch als ehrgeizigen und entschlossenen Schreiber, der die Schriftstellerei über alles stellte und dennoch ein gesellschaftskritischer Zeitgenosse blieb.

Erst in seinen letzten Jahren verlor sich das Interesse an der Politik, erlosch weitgehend die Kraft zum Schreiben und verließ ihn auch die Lust an der Fremde. An Wolfgang Hildesheimer schrieb er im November 1983: »Ich bin Amerika-müde, habe mir ein Altersheim de luxe in Zürich gemietet, um als Europäer zu enden.« (Hildesheimer, *Briefe*, 268) So kam es: Max Frisch kehrte nach Zürich zurück, wo seine literarische Karriere einst begonnen hatte. So rundete sich das Leben eines großen Schriftstellers, der bei seinem Tod in seiner Geburtsstadt längst zum Weltautor geworden war.

Hamburg, Dezember 2010

V. H.

Einleitung: Max Frisch und die Fotografie

Zürich, 24. September 1982: Im Archiv, das seinen Namen trägt, wühlt der 71-jährige Max Frisch in einem großen Karton mit Fotos aus seiner Vergangenheit. Wir haben uns in dem kleinen Raum der ETH Zürich, der Eidgenössischen Technischen Hochschule, getroffen, um gemeinsam nach Aufnahmen und Bildern zu suchen. »Wie machen wir es am schlauesten?«, fragt Frisch und antwortet gleich selbst: »Am besten schauen wir das zunächst einmal flüchtig durch.« Einige Kinder- und Familienfotos legt er schnell auf die Seite. Er will die Kontrolle über die Auswahl behalten. »Ich sage Ihnen, was ich freigebe«, kündigt er an. Dann bleibt sein Blick an



1 Max Frisch hinter der Kamera, um 1929: »ein kompliziertes und sehr kostspieliges Fotografieren ...« (*Dossier*, 53)

einer alten Schwarzweißaufnahme hängen: »Die Freunde im Hinterhof... Der da bin ich.« Er zeigt auf den kleinen Jungen, der er einmal war, damals in der Heliosstraße in Zürich, kurz nach dem Ersten Weltkrieg (Foto S. 25). Eine interessante Milieustudie sei das, interessant auch wegen des Zeitkolorits. »Das würde ich freigeben, wenn's gebraucht wird.« Er nimmt einen weiteren Stapel in die Hand, zeigt mir ein Bild, auf dem er mit Skiern zu sehen ist (Foto S. 33). »Irrsinnig komisch, mit Krawatte beim Skilaufen!«, sagt er. Bei einem anderen Foto dann wieder: »Nein, nein, das auf keinen Fall!«

Eine Szene, an die ich mich gut erinnere. Zumal damals, vor bald dreißig Jahren, ein Tonband mitlief, so dass unser Gespräch sich erhalten hat. Es ging 1982 zunächst um eine kleine Bildauswahl für eine Frisch-Biographie, an der ich schrieb und die 1983 erschienen ist. Das Max Frisch-Archiv war der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich. Im Februar 1981 hatte der Germanist Walter Obschlager, der das Archiv bis Sommer 2008 leiten sollte, mit dem Aufbau begonnen, gestützt zunächst auf zwölf Kisten mit Materialien, die Frisch zur Verfügung gestellt hatte: Neben Fotos enthielten sie auch Briefe, Manuskripte, Notizhefte. Eröffnet wurde das Archiv im April 1983.

»Das Archiv ist nicht meine Sache«, notierte Frisch 1982 in einem Textfragment, das unter dem Titel *Entwürfe zu einem dritten Tagebuch* 2010 postum veröffentlicht wurde. »Sonst wäre es auch nicht so ordentlich. Hätte ich übrigens nicht das Recht, das eine oder andere aus den schicken Rollschubladen zu nehmen und zu vernichten? Das Recht habe ich, aber nicht das Bedürfnis. Wenn ich zu Hause in einem Buch, das ich offenbar lang nicht zur Hand genommen habe, zufällig einen alten Brief finde oder ein vergilbtes Foto, so werde ich sentimental, ob positiv oder negativ, ach ja, Helen von San Francisco. Ob sie noch lebt? Wenn ich dasselbe in dem Archiv sehe, so geht es mich nichts mehr an.« (*Entwürfe*, 115 f.) Schon im Jahr zuvor, 1981, hatte er für ein Dossier der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia einige Fotos kommentiert und gleich anfangs klargestellt: »Ich muß vorerst sagen, dass mir ein Teil dieser Fotografien sehr bekannt ist; ich habe sie schon gesehen, ich kenne sie. ... Eigentlich lösen nur diejenigen Bilder etwas aus, die mich überraschen, von denen ich nicht weiß, dass es sie gibt. Dann entsteht ein Lustgefühl, Nostalgie vielleicht oder ein ablehnendes Gefühl, ohne dass mir dabei Geschichten in den Sinn kommen. ... So wie ich in der Erinnerung eine Person sehe, ist sie – auch im besten Fall – nie fotografiert; es gibt einen Teil, der von der Fotografie nicht abgedeckt, nie berührt wird, der sich nicht auf das Visuelle reduzieren lässt.« (*Dossier*, 47)

Über die Bedeutung von Fotos für das eigene Leben und Erleben hat Frisch sich schon früh Gedanken gemacht. In einem Beitrag für

die *Neue Zürcher Zeitung* schrieb er 1934 unter dem Titel *Knipsen oder sehen?*: »Je mehr Photoapparate auf der Welt sind, umso weniger Menschaugen gibt es, je mehr Films [sic] entwickelt werden, umso unentwickelter bleibt die Erinnerung.« Er empfahl, doch lieber einen Bleistift und einen Skizzenblock mit auf die Reise oder Wanderung zu nehmen und einen Bergumriss in der Ferne immer wieder auf sich wirken zu lassen und zu zeichnen, wie ungenügend auch immer. Aber er machte sich keine Illusionen – »das Knipsen geht schneller: es frisst nur und verdaut nicht.« (*Knipsen oder sehen*, 71 ff.)

Auf seinen frühen Reisen zeichnete und malte Frisch tatsächlich viel, gleichwohl nahm er auch gern die Kamera zur Hand. Im Mai 1933 schrieb er seinem Bruder von unterwegs, er fotografiere viel. 1981 erinnerte er sich an diese Jahre zurück: »Es war ein kompliziertes und sehr kostspieliges Fotografieren – mit dem Belichtungsmeßmesser, mit den Platten –, man konnte nicht ohne weiteres mehrere Bilder schießen, um sicher zu sein. Das gab den Bildern den Charakter des Gestellten ...« (*Dossier*, 53). Später in seinem Leben hat Frisch kaum noch fotografiert.

Oft genug war Frisch gerade mit jenen Fotos unzufrieden, auf denen er selbst zu sehen ist. Besonders bei Porträtaufnahmen war er kritisch: »Ein Zug von Trübsinn, den fast jedes Foto zeigt, mißfällt mir seit eh und je. Das kommt von einer Lähmung der Augenlider, was zudem, ich weiß, einen Ausdruck von Suffisance ergibt. Die Lähmung der Augenlider kommt daher, daß ich als Bub, als ich die Masern hatte und im Halbdunkel liegen sollte, insgeheim mit Hilfe einer Taschenlampe stundenlang unter der Bettdecke gelesen habe.« (*Montauk*, 720) Es blieb eher eine Ausnahme, wenn er einmal sagte: »Schöne Fotos.« Das war, als er 1982 im Archiv Bilder aus New York in Händen hielt, die der Schriftsteller Jürgen Becker 1972 auf seinen Wunsch hin aufgenommen hatte (Fotos S. 135 f.). Seit damals ist die Fotosammlung des Max Frisch-Archivs – seit 2008 geleitet von Margit Unser – enorm gewachsen, Bilddokumente aus unterschiedlichen Quellen sind hinzugekommen. Trotzdem gibt es immer noch unbekannte Fotos, zum größten Teil in Privatbesitz. Viele davon werden hier erstmals gezeigt.

In einem Bildband lassen sich nur jene Lebensstationen und -situationen darstellen, von denen Fotos existieren. Dass damit Auslassungen und fragwürdige Gewichtungen einhergehen, ist nicht zu vermeiden. Im Grunde gehören auch die verhinderten, verlorenen, ja die nie entstandenen Bilder dazu. Sie sind gewissermaßen die dunkle Seite des Mondes. Ein Bildband kann keine Biographie ersetzen, er kann sie bestenfalls ergänzen. Bisweilen streift uns eine Ahnung von dem, was fehlt, gibt es einen Hinweis auf ein Foto, das nicht gemacht wurde. So besuchte Frisch seine Mutter im Altersheim, nicht lange vor ihrem Tod: »Ein Mal, als ich mich wieder



2 Porträt in der elterlichen Wohnung, um 1930: »ein mit Selbstauslösung gemachtes Posierbild von mir ...« (*Dossier*, 52)



3 Die Schafhirten Ivo und Nicolas, aufgenommen von Max Frisch während seiner Balkanreise 1933

verabschiede, sage ich: Du bist eine schöne Frau. Sie findet diese Erklärung nicht unangemessen; sie fragt, warum wir denn nicht eine Fotografie machen.« (*Montauk*, 691)

»Jeder Mensch erfindet sich seine Geschichte, die er dann, oft unter gewaltigen Opfern, für sein Leben hält«, hat Frisch 1960 in einer kleinen Poetik unter dem Titel *Unsere Gier nach Geschichten* geschrieben. »Alle Geschichten sind erfunden, Spiele der Einbildung, Entwürfe der Erfahrung, Bilder, wahr nur als Bilder. Jeder Mensch, nicht nur der Dichter, erfindet seine Geschichten – nur daß er sie, im Gegensatz zum Dichter, für sein Leben hält...« In der Rückschau, soll das heißen, wird jedes Leben zur Legende, zu einer »Reihe von Geschichten, die sich mit Ortsnamen und Daten durchaus belegen lassen, so daß an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln ist.« (*Gier nach Geschichten*, 263)

Frisch hat stets davor gewarnt, sich ein Bildnis zu machen, von den anderen und von sich selbst. Aber er wusste auch: Selbst die Skizze ist eine Festlegung – man kann nur immer wieder versuchen, dem Bild zu entfliehen, die Wiederholung zu vermeiden und neu anzusetzen. »Was also kann, so gesehen, eine Biografie überhaupt besagen?«, wird in seinem Theaterstück *Biografie: Ein Spiel* gefragt. »Sie verstehen: ob eine bessere oder schlechtere Biografie, darum geht es nicht. Ich weigere mich nur, daß wir allem, was einmal geschehen ist – weil es geschehen ist, weil es Geschichte geworden ist und somit unwiderruflich – einen Sinn unterstellen, der ihm nicht zukommt.« (*Biografie*, 522)

»Bilder, wahr nur als Bilder«, das gilt auch und erst recht für Fotos, die chronologisch oder thematisch angeordnet einen Zusammenhang suggerieren. Und doch können sie Geschichten erhellen und neu beleuchten, die schon erzählt sind, und Geschichten erzählen, für die es keine anderen Zeugen mehr gibt. Jeder Mensch erfindet sich seine Geschichte, die er für sein Leben hält, hat Frisch behauptet. Fotos, ob sie nun öffentliche Auftritte oder Privatszenen zeigen, haben ihre ganz eigene Art, ein Leben zu erfinden: vor den Augen und im Kopf des Betrachters.

Ein halbes Jahrhundert Zürich: 1911-1960

Während der ersten fünfzig Jahre seines Lebens wohnte Max Frisch in seiner Heimatstadt Zürich oder der unmittelbaren Umgebung; unter acht verschiedenen Adressen. Unterbrechungen ergaben sich lediglich durch Reisen (so die erste lange Auslandsreise 1933 und der USA-Aufenthalt Anfang der fünfziger Jahre) und den Militärdienst: 1931 in der Rekrutenschule Thun, zwischen 1939 und 1945 als Soldat (insgesamt war er 650 Tage im Einsatz).

Es war eine behütete Kindheit im bürgerlichen Milieu, die eigene Familie allerdings alles andere als wohlhabend: Der Vater versuchte sich ohne Diplom als Architekt und später als Immobilienhändler; er hatte keine glückliche Hand in Geldangelegenheiten, hinterließ sogar einiges an Schulden. Max unter Nachbarskindern: Wenn sie fotografiert werden sollten, stellten sich alle brav auf. Noch lieber traf er die »Kriegskinder aus Wien«, wie er später notiert: »Ich spielte lieber mit ihnen, sie wußten andere Spiele, aber es ging nur heimlich, und als ich ertappt wurde, war es eine Schmach; ich war ein Abtrünniger.« (*Tagebuch 1966-1971*, 340)

Das Geburtshaus stand – und steht bis heute – in der Heliosstraße, nahe dem Hegibachplatz. Dort lebte der junge Frisch knapp 19 Jahre lang; im März 1930 zog er mit seinen Eltern in die Freiestraße, etwas näher am Zentrum gelegen. Nach dem überraschenden Tod des Vaters im März 1932 kamen Frisch und seine Mutter für einige Zeit bei einer Verwandten im Quartier Enge unter, an der Westseite des Zürichsees in der Seestraße gelegen; anschließend lebten Mutter und Sohn von Oktober 1933 bis Ende 1940 in einer gemeinsamen Wohnung im Stadtteil Hirslanden (Sempacherstraße).

Nach dem Abitur 1930 hatte Frisch ein Germanistikstudium in Zürich begonnen und 1931 seinen ersten Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) veröffentlicht. Im Jahr darauf war er entschlossen, mit journalistischer Arbeit den Lebensunterhalt für sich und seine Mutter zu verdienen. Immerhin erhielt er 1933 den Auftrag für die Berichterstattung über die Eishockey-Weltmeisterschaft in Prag. Die Reise weitete sich zu einer Rundtour von acht Monaten durch Osteuropa aus und führte ihn weiter nach Budapest, Belgrad, Sarajevo und Dubrovnik, wo er in der Hotelpension *Solitudo*, die von einer Deutschen und ihrer Tochter geleitet wurde, ein Heim auf Zeit fand. Von dort aus besuchte er die Türkei und Griechenland. Er schrieb fleißig Reportagen, die in der NZZ und in deutschen Zeitungen publiziert wurden; er malte auch und berichtete nach Hause: »fotografiere viel«. (Postkarte an den Bruder Franz, 7. 5. 1933)

Gleichzeitig sammelte er Stoff für den ersten Roman, der 1934 in Deutschland erscheinen sollte: *Jürg Reinhart*, Untertitel: *Eine som-*

merliche Schicksalsfahrt. Schon während der Reise hatte er zuversichtlich den Entschluss gefasst, fortan ganz vom Schreiben leben zu wollen, und teilte das am 4. Juli 1933 seiner Mutter in einem ausführlichen Brief aus Dubrovnik mit – in konsequenter Kleinschreibung. Er habe sich unterwegs »das vertrauen auf mein können« erarbeitet und wisse nun, »was ich kann und was ich nicht kann«, auch, »dass man letztlich in seinem tun einsam ist und restlos angewiesen auf sein eigenes gewissen«. (Frisch an Lina Frisch, 4. 7. 1933)

Vor allem der Mutter schrieb er regelmäßig Briefe, in denen immer wieder das Schuldgefühl durchklingt, sie für das Abenteuer einer langen Reise allein gelassen zu haben: Mit »mein liebes mutti« oder »mein herzlichstes mutterli« redete er sie zumeist an. Lina Frisch ermunterte in ihren Antworten ihr »liebste Mäxlele«, sich keine Sorgen zu machen, allerdings nicht ohne ihre Einsamkeit anzudeuten und so die Befürchtungen des Sohnes zu bestätigen: »Im Gegenteil, mein Liebster, täglich sage ich mir, wie gut, dass du draussen dich umthust u. dir die grosse schöne Welt besehen kannst u. wenn du wirklich schon einmal so weit gereist, so kommt es nicht drauf an, wie lange du fort bist.« Sie erinnerte ihn an ihre eigene Reiselust, »als ich auch, wie du, den Drang in die Welt hatte und so viel Schönes, oftmals Gemeinsames mit deinem Gesehenen, geniessen durfte u. auch wie du aus Selbsterworbenem«. Unüberhörbar spricht aus diesem Brief vom 6. Mai 1933 zugleich eine intime Offenbarungslust: Hätte sie nicht diese Erinnerungen, schreibt sie, »ich käme mir nach meiner dreissigjährigen, in der letzten Hälfte mich unbefriedigenden Ehe als Eingesperrte vor«. (Lina Frisch an Frisch, 6. 5. 1933)

Im April 1935 reiste Frisch zum ersten Mal nach Deutschland, in das seit 1933 bestehende »Dritte Reich«. Über diese Reise schrieb er für die NZZ ein *Kleines Tagebuch einer deutschen Reise*. Seine damalige Freundin Käte Rubensohn, die er im Jahr zuvor kennengelernt hatte und die in Zürich studierte, war deutsche Jüdin. Sie sensibilisierte ihn für den auch im Alltag immer spürbarer werdenden Antisemitismus.

Mehr als hundert Briefe an Käte Rubensohn sind erhalten, bislang aber nicht veröffentlicht und nur auszugsweise bekannt. Die erste Deutschlandreise kündigte der junge Journalist seiner Freundin so an: Er wolle »friedliche Impressionen« sammeln, natürlich »nichts Scharfes«. (Frisch an Käte Rubensohn, 30. 3. und 2. 4. 1935) Ganz so friedlich fielen die Eindrücke dann allerdings doch nicht aus. Vor allem eine Ausstellung in Berlin machte es ihm schwer, »über diesem dritten Reich das ewige Deutschland nicht zu vergessen«. Aber gleichzeitig schrieb er: »Kein ernsthafter Deutschschweizer, ob er nun Dichter oder anderswie Künstler sei, wird leichten Herzens das nachbarliche Deutschland aufgeben dürfen, es geistig verlieren

und unsere kulturelle Zusammenarbeit kündigen können.« (*Kleines Tagebuch*, 91 und 85)

Auch in Liebesdingen wollte sich der 23-jährige Frisch ungerne festlegen: »Ich glaube an das Mysterium des Lebens, ich glaube an die Gewalt der Liebe und der Untreue, ich glaube an das schmerzlich Unberechenbare unseres Tuns.« Die »bürgerliche Heirat«? Für ihn damals der »größte Witz, den sich die Menschen erlauben«, wie Käte Rubensohn erfuhr. (Frisch an Käte Rubensohn, 29. 8. 1934)

Trotz aller Skepsis dem »Dritten Reich« gegenüber ließ Frisch seine ersten beiden Romane in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen: 1934 *Jürg Reinhart*, 1937 *Antwort aus der Stille*. Danach allerdings bot er dem Verlag nichts mehr an; die DVA fusionierte 1938 mit dem nationalsozialistischen Erler-Verlag.

Der junge Frisch verlor schon bald den Glauben daran, sich vom Schreiben allein ernähren zu können: 1936 begann er in Zürich Architektur zu studieren. Die Aufnahme dieses Studiums war allerdings durchaus nicht als Abkehr von der Schriftstellerei gedacht. Frisch hoffte vielmehr, dass sich beides verbinden ließe. Im Frühjahr 1936 schrieb er Käte Rubensohn, die ihn zu dem neuen Studium ermuntert hatte, er sehe die Architektur in engster Verbindung mit dem Leben. Die Arbeit als Architekt werde »gewiss gerade für mein Schreiben, das ich auf keinen Fall preisgeben wollte, eine Bereicherung bedeuten«. (Frisch an Käte Rubensohn, 24. 3. 1936)

Von Anfang 1941 an wohnte Frisch, knapp dreißigjährig und damals schon einige Zeit getrennt von Käte Rubensohn, erstmals allein: zur Untermiete in Zürich-Witikon in der Witikonerstrasse. Im Sommer darauf heiratete er Gertrud (Trudy) von Meyenburg; das Ehepaar zog in die Parterre-Wohnung eines Mehrfamilienhauses an der Zollikerstrasse. Gut ein Dutzend Jahre lebten sie dort, drei Kinder kamen zur Welt.

Frisch konnte 1943 einen wichtigen Wettbewerb für sich entscheiden: Er bekam den Zuschlag für den Bau eines großen Schwimmbads in Zürich. Mit diesem Auftrag konnte er sich selbständig machen und ein eigenes Architekturbüro gründen. Der Baubeginn verzögerte sich allerdings bis 1947. Einen »ehrlichen Beruf« bescheinigte ihm Bertolt Brecht, als Frisch im Jahr darauf den berühmten Schriftstellerkollegen über die Baustelle des Letzigraben-Freibads führte; oben auf dem Zehnmeterturm soll Brecht beeindruckt ausgerufen haben: »Alle Achtung, Frisch, alle Achtung!« (*Tagebuch 1966-1971*, 30)

Elf Jahre nach seinem ersten längeren Aufenthalt in Deutschland reiste Frisch im April 1946 wieder dorthin. In einer Münchener Zeitung versuchte er den deutschen Lesern zu erklären, wie er den Zweiten Weltkrieg aus der Perspektive eines Schweizer erlebt hatte: »Wir hörten die Bomber, wenn sie in der Nacht nach München flogen, nach Ulm, Welle um Welle: wenn die Kinder wieder einge-

schlafen waren, kamen sie zurück, Welle um Welle, und wenn wir nichts hatten, so hatten wir mindestens eines, was uns niemand absprechen wird: Angst. Und das heißt Ahnung. Wir hatten sie schon, als Warschau in Schutt und Asche sank.« (*Neue Zeitung*, 26. 4. 1946; *Das Schlaraffenland*, 314) Es war ihm wichtig, sich vom Bild des Elends nicht erdrücken zu lassen, angesichts der Trümmerlandschaft nicht die Maßstäbe zu verlieren. Nach einem Besuch in Polen 1948 schrieb er seinem Verleger Peter Suhrkamp, »daß unsere Beschäftigung mit Deutschland, das uns am nächsten vor Augen steht, unfruchtbar wird, unreal oder sogar sentimental, wenn man nicht aus den andern Ländern, die der deutschen Eroberung zum Opfer fielen, ebenso persönliche Eindrücke hat; ich verliere sonst die Maßstäbe, und für die wenigen, die heute noch reisen können, wird es ja geradezu eine Pflicht, es zu tun.« (Frisch an Peter Suhrkamp, 8. 10. 1948) Gleichzeitig verspürte er das »Unbehagen der Verschonten«. (*Death is so permanent*, 22)

In seinem *Tagebuch 1946-1949* hat Frisch Eindrücke von seinen Reisen festgehalten: Schilderungen zerstörter Städte und verloren herumirrender Menschen. Er fuhr kreuz und quer durch Europa, wurde als Beobachter und Chronist zum unersetzlichen Zeitzeugen. Im Frühjahr 1946 war er in München und Frankfurt am Main, im Herbst desselben Jahres in Genua und Mailand, 1947 besuchte er Prag, Florenz und Berlin, 1948 Wien und Paris, Breslau und Warschau, im Sommer 1949 reiste er nach Sylt und im Oktober nach Avignon und Nîmes. Manchen dieser Städte – wie Frankfurt und Berlin – stattete er über die Jahre hin mehrere Besuche ab.

Im Frühjahr 1951 brach Frisch zum ersten Mal in die USA auf. Ihm war ein Stipendium zugesprochen worden (Rockefeller Grant for Drama), seinem Wunsch gemäß verbunden mit einem einjährigen Aufenthalt in Amerika. Zwischen April 1951 und Mai 1952 war er unterwegs. Von New York aus, wo er zunächst ein Apartment in der Christopher Street gemietet hatte, besuchte er Chicago, San Francisco, Los Angeles und andere Städte, im November 1951 auch Mexiko. Er schrieb das Theaterstück *Don Juan oder die Liebe zur Geometrie* und die Vorfassung eines Romans, der später den Titel *Stiller* tragen und ihm internationalen Ruhm einbringen wird. Seine Frau kam Ende 1951 für kurze Zeit auf Besuch. Allerdings stand es um die Ehe der beiden damals schon nicht mehr zum Besten, und 1954 kam es endgültig zum Bruch. Nach der Trennung von der Familie bezog Frisch im Januar 1955 eine kleine Wohnung in Mänedorf (Hasenacker), wo er vier Jahre blieb. Waren die Jahre 1954 und 1955 geprägt von ersehnten und dennoch schmerzvollen Trennungen – auch das Architekturbüro wurde verkauft –, so brachte das Jahr 1958 Erfolge und Ehrungen für den Schriftsteller: Dem Autor der Romane *Stiller* (1954) und *Homo faber* (1957) gelang mit der Theaterparabel *Biedermann und die Brandstifter* ein vieldisku-

tiertes Stück, das auf lange Sicht ein regelrechter Bühnenhit und zur Schullektüre werden sollte. Frisch wurde zudem mit dem renommierten Georg-Büchner-Preis der Darmstädter Akademie und dem Literaturpreis der Stadt Zürich ausgezeichnet, hielt die Eröffnungsrede zur Frankfurter Buchmesse 1958 (der Titel diese Rede wurde schnell zum geflügelten Wort: *Öffentlichkeit als Partner*). Und er lernte in diesem Jahr die Dichterin Ingeborg Bachmann kennen; die beiden wurden rasch ein Liebespaar – eine von Anfang an fragile Beziehung mit zerstörerischer Dynamik.

Die achte, vorerst letzte Wohnung im Umkreis von Zürich, in Uetikon am See, verließ er Ende August 1960. Er hatte dort gut ein Jahr lang gewohnt; jetzt suchte er sich ein Domizil außerhalb der Schweiz, in Rom – wo auch Ingeborg Bachmann lebte.



NY. 16. XII. 82

Lieber Herr Hage,
 vielen Dank für Ihre Fotos.
 Das Haus Helios-Strasse 31:
 das war es, ja, genau so. Woran
 ich mich natürlich nicht erinnert
 hätte: die zwei Portal-Köpfe, ein
 männlicher, ein weiblicher, ich wohnte
 somit auf der weiblichen Seite.
 Ihr Besuch im Zürich hat
 mich gefreut - und Ihre
 BLAUBART-Kritik auch sehr.
 Herzlichen Dank
 Ihr Max Frisch

4 Die zwei Portalköpfe
 5 Brief an Volker Hage,
 16. 12. 1982: »Woran ich
 mich natürlich nicht erin-
 nert hätte: die zwei Portal-
 Köpfe, ein männlicher, ein
 weiblicher, ich wohnte somit
 auf der weiblichen Seite.«



6 Doppelhaus
 Heliosstraße 31/33
 7 Plakette am Haus
 Heliosstraße 31

»Der grüne Gas-Automat in
 der Diele, die Mutter muß
 immer einen Zwanziger ein-
 werfen, damit am Herd die
 Flamme kommt, und dann ist
 das Gas plötzlich wieder weg,
 und es braucht viele Zwanzig-
 ger, wenn etwas lang kochen
 muß; da hilft es nichts, daß
 der Vater, wenn er spät in der
 Nacht heimkommt, vielleicht
 noch einen Zwanziger in der
 Tasche haben wird. Das städti-
 sche Gaswerk gibt uns keinen
 Kredit.« (Montauk, 730)



8 1913, im Alter von zwei Jahren: »Die üblichen Kinderbilder; man hat mich beim Fotografieren auf einen Stuhl gestellt...« (*Dossier*, 49)

9 Im Ruderboot auf dem Zürichsee, 1921



10 Mit seinem Bruder Franz (1903-1978), um 1919



11 Max (Mitte, im weißen Hemd) unter seinesgleichen, um 1921: »Es waren alles Kinder aus dem Mittelstand, Kinder von Angestellten, Kleinbürgerkinder; es tauchen überraschende Fragen auf, die mir die Bilder nicht beantworten ...« (*Dossier*, 48)



12 In der Umgebung der Heliosstraße, Max (Zweiter von links) und Spielkameraden, um 1922: »die täglichen Freunde im Hof. ... es fällt mir auf, dass unter den Gesichtern das eigene das weitaus femininste ist ...« (*Dossier*, 48)

13 Max (rechts) mit Klassenkameraden, um 1922: »ein Schulausflug wohl; da wüsste ich die Namen noch ...« (*Dossier*, 48)

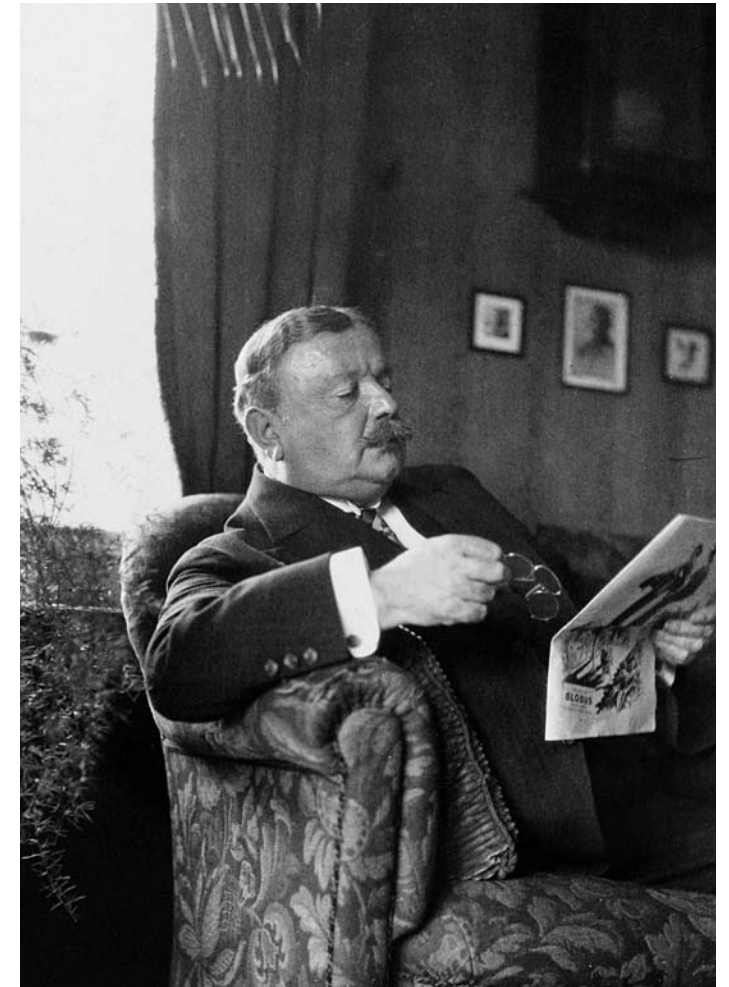


14 Der junge Frisch im Jahr der Matura am Fenster der elterlichen Wohnung in der Freiestraße, 1930

15 Der Gymnasiast (stehend, Zweiter von links) inmitten der Klassenkameraden des Abschlussjahrgangs, Klassenfoto aus dem Jahr 1930



»Unser Name ist nicht schweizerischen Ursprungs. Ein Großvater, der als junger Sattler einwanderte, brachte ihn aus der österreichischen Nachbarschaft; in Zürich, wo es ihm anscheinend gefiel, heiratete er eine Hiesige, Naegeli mit Namen, Tochter einfacher Leute. Auch der mütterliche Stamm ist vermischt; dort war es ein Urgroßvater, der von Württemberg kam, namens Wildermuth, und schon mit seinem Sohn, meinem Großvater also, fing es an: er nannte sich Maler, trug eine erhebliche Krawatte, weit kühner als seine Zeichnungen und Gemälde; der heiratete dann eine Baslerin namens Schult-hess, die nie ganz hat vergessen können, daß ihre Familie einmal eine eigene Droschke besessen hat, und leitete die Kunstgewerbeschule unsrer Stadt. Viel mehr über meine Herkunft weiß ich nicht.«
(*Tagebuch 1946-1949*, 584)



16 Der Vater Franz Bruno Frisch (1871-1932), in den zwanziger Jahren: »Da er sich als Sattlersohn keine Fachschule hatte leisten können, war es natürlich sein Ehrgeiz, seine Söhne als Akademiker zu sehen.«
(*Tagebuch 1946-1949*, 584)



17 Die Mutter Karolina (Lina) Bettina Wildermuth-Frisch (1875-1966), eine reiselustige junge Frau, um 1902 – dieses Foto im ovalen Rahmen hing später bei Frisch in wechselnden Arbeitszimmern: »Meine Mutter, um einmal ins Weite zu kommen, arbeitete als Kinderfräulein im zaristischen Rußland, wovon sie uns öfter erzählt hat.« (Tagebuch 1946-1949, 584)



18 Elisabeth Dorothea Wildermuth-Schulthess, die Großmutter, zwischen ihren Töchtern Louise (links) und Lina (rechts), 1914
19 Hans Wildermuth, der Großvater mütterlicherseits, ein Maler, der es zum Direktor der Kunstgewerbeschule Zürich brachte, um 1914
20 Die Halbschwester Emma Elisabeth Wohlwend-Frisch (1899-1972) aus erster Ehe des Vaters, um 1919



21 Max (Vierter von links) im Alter von etwa zehn Jahren im Kreis der Familie: mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder, der Halbschwester und einer unbekannt Person (v. l. n. r.), um 1920

22 Max (rechts) mit seinem Bruder Franz und der Mutter, um 1921: »Da kann ich nur schätzen: Er ist 8 Jahre älter als ich, also war er wahrscheinlich schon Student und ich in der Volksschule. – Meine Mutter, wie es der Zeit entspricht, mit einem starken Fotobewusstsein. Man hat auf das Portrait hin posiert ...« (*Dossier*, 52)



23 Der junge Frisch während der Rast auf einer Bergtour im Kanton Wallis, 1929

24 Mit Gletscherbrille und Eispickel auf dem Gipfel, 1929



25 Die beiden Brüder in den Schweizer Alpen, 1929: »... ich denke mit inniger Freude ... an unsere Wanderungen im Wallis, ich sehe Dich da als einen lieben Bru-

der-Kameraden, ich glaube schöner und selbstverständlicher habe ich ›Familie‹ nie erlebt als mit Dir.« (Brief an den Bruder Franz, 6. 8. 1953)



26 Berglandschaft oberhalb von St. Luc (Kanton Wallis), 1929

27 Beim Skilaufen auf der Dolderwiese in Zürich, um 1929: »Erstaunlich in dieser Zeit, wie wenig sportlich angezogen ich bin, sogar mit steifem Kragen ...« (*Dossier*, 53)





28 Der treusorgende Sohn,
1933: »mein liebste mutti,
mein herzlichstes mutterli!«

29 Lina Frisch, 1932: »Mein
liebste Mäxlein!«



30 Anfang der vierteiligen
Reportage *Kleines Tagebuch
einer deutschen Reise*, NZZ
vom 30. 4. 1935: »Kein ern-
ster Deutschschweizer, ob er
nun Dichter oder anderswie
Künstler sei, wird leichten
Herzens das nachbarliche
Deutschland aufgeben dür-
fen.« (*Kleines Tagebuch*, 85)
31 Mit seiner Freundin Käthe
Rubensohn, der von ihm so
genannten »jüdischen Braut«
(*Montauk*, 727), 1936



32 Die Hotelpension *Solitudo* bei Dubrovnik, in der Frisch sich während seiner Balkanreise 1933 länger aufhielt (aufgenommen 1998)

33 Gemälde von Max Frisch, Blick auf Dubrovnik (Öl auf Sperrholz), 1933



34 Das zweite Prosabuch *Antwort aus der Stille. Eine Erzählung aus den Bergen*, 1937 (neu aufgelegt 2009): »... die Geschichte eines jungen Menschen, der im Angesicht der Allgewalt der Natur den Sinn seines Lebens findet«. (Aus dem Klappentext der Erstausgabe)

»Vielleicht denkt er auch noch an seine Braut, die nun zu Hause sitzt und vielleicht weint, da sie nicht einmal weiß, wo sie ihn suchen soll, und daran, daß eine liebende Frau wohl immer eine Last ist, weil Liebe allein ja noch keinen Mann erlöst; auch die Frau weiß das, und doch erwartet sie es, im stillen erwartet sie es wohl immer, auch wenn sie manchmal das Gegenteil sagt, und wie soll sie es auch begreifen, da sie im Grunde ganz Liebe ist; wie soll sie begreifen, daß sie ihn mit dem besten Willen nie erfüllen wird und halten kann, auch wenn er sie vielleicht erfüllt, und daß es für ihn darum kein Abstehen gibt in der Liebe, kein Genugsein, sondern immer wieder ein Weitermüssen, sei es in der männlichen Untreue oder in der männlichen Tat.« (*Antwort aus der Stille*, 21 f.)